

**Zum Gedenken an Helmut Schmidt –
Notizen über ein Gespräch im Mai 2009**

Das nachfolgende „Memo“ wurde von mir am Tage nach dem Gespräch aus dem Gedächtnis niedergeschrieben.

Memo über ein Gespräch mit Helmut Schmidt

Am Mittwoch, dem 20.5.2009, erreichte mich ein Anruf von „Krüger-Penski, Büro des Bundeskanzlers a.D. Helmut Schmidt“. Sie berichtete, dass Herr Schmidt den Artikel von Uwe Bahnsen, der am Montag im Hamburg-Teil der WELT erschienen war („Eine Anzeige mit Sprengkraft“), gelesen habe. Er soll gesagt haben: „Wenn der Strate so eine Anzeige macht, dann muss was dran sein“. Er habe großes Interesse, mit mir über die Frage zu diskutieren, ob der Untreue-Paragraph geeignet sei, die Verantwortlichkeiten von Bankmanagern zu erfassen. Wir vereinbarten einen Termin für Dienstag, den 26.5.2009, 17 Uhr.

Am Dienstag erschien ich pünktlich im Pressehaus am Speersort, wo die ZEIT immer noch ihre Redaktion hat (während der sechziger Jahre war dort auch noch der SPIEGEL und die „Hamburger Morgenpost“ untergebracht). Ich fuhr mit dem Fahrstuhl zum Empfang in den dritten Stock und wurde nach kurzer Zeit des Wartens von Frau Niemeyer, eine seiner beiden Mitarbeiterinnen, abgeholt und in den sechsten Stock gefahren. Dort ging es dann dreimal linksherum jeweils durch ca. vierzig Meter lange Flure, die gesäumt waren durch Bürozimmer, in denen bei meist geöffneter Türe schon hektisch an der neuen Ausgabe der ZEIT gearbeitet wurde, die in der Nacht fertig sein musste.

Schließlich, am Ende des letzten Flures, erreicht man das Vorzimmer, in dem seine Büro-Leiterin Frau Birgit Krüger-Penski arbeitet, die in dem Moment allerdings gerade nicht im Zimmer war, so dass Frau Niemeyer die halb offene Tür zum Nachbarzimmer öffnete und laut, fast etwas schreiend, durch die Tür rief: „Herr Schmidt – Herr Strate“.

Als ich in das Zimmer eintrat, ein gefangener quadratischer Raum in einer Eckposition des Gebäudes, fegte ein heftiger Windzug durch den Raum, weil beide übers Eck eingelassenen Fenster geöffnet waren. Es war zwar schönes Maiwetter, die Windstöße kündigten aber ein kraftvolles kurzes Gewitter an, das vierzig Minuten später mit heftigem Geprassel des Regens gegen die Scheiben klatschte.

Herr Schmidt saß im Sessel an einem relativ kleinen Schreibtisch, der mit einigem Papier zugedeckt war. Beim Eintreten, was mich sehr berührte, hatte er einige Schwierigkeiten, sofort aus dem Sessel hochzukommen. Beim zweiten Anlauf, gestützt auf einen kräftigen Gehstock, schaffte er es, und begrüßte mich (was wohl sein Ehrgeiz war) im Stehen: „Tag, Herr Strate. Danke, dass Sie gekommen sind.“

Nach kurzer Zeit kam Frau Krüger-Penski hinzu, eine hochgewachsene Frau von Anfang vierzig, setzte sich neben mich. Auf den vor ihr liegenden Notizblock zeigend, erklärte Helmut Schmidt: „Frau Penski soll sich Notizen machen über die vielen klugen Gedanken, die wir hier austauschen.“ (Sie machte dann allerdings während des Gesprächsverlaufs keine einzige Notiz.)

„Wer hat das eigentlich alles geschrieben?“ fragte er mich. Er bezog sich offenbar auf den umfangreichen Text meiner Strafanzeige nebst Ergänzungen.

„Ich selbst, geschrieben und getippt.“

„Wo haben Sie das Maschineschreiben gelernt?“

„Das habe ich mir selber beigebracht und während des Studiums als Sekretär in einer Anwaltskanzlei etwas Geld hinzuverdient.“

„Das erinnert mich etwas an meinen Vater. Der hatte es als Handelslehrer bis zum Schulleiter gebracht. Die Nazis mochten ihn nicht und haben ihn an eine Berufsschule versetzt, wo er Lehrlingen Stenografie und Maschineschreiben beibringen musste. Nur: er konnte beides nicht. So musste er im Alter von 50 Jahren dies selbst erst einmal erlernen. Seine Stenografie bestand aus langsam gemalten Girlanden.“

Schon nach den ersten Sätzen hatte Helmut Schmidt aus einer vor ihm liegenden Klappschachtel eine Zigarette hervorgeholt und sich angezündet.

„Rauchen Sie immer noch Menthol?“

„Ja – und davon muss ich mir immer eine nach der anderen anstecken. So bin ich schließlich 90 Jahre alt geworden.“

„Darf ich auch eine rauchen?“

Frau Krüger-Penski nahm meine Frage zum Anlass, nach einer Schale zu greifen, die auf einem kleinen Tisch in Reichweite stand. Mit den Worten: „Sie können auch eine von uns nehmen“ präsentierte sie mir die Schale, in welcher – urkomisch – Zigarettenschachteln verschiedener Marken lagen, deren Label jedoch durchweg *grün* war. Offenbar alles Menthol-Zigaretten. Sogar eine grüne *Gauloise*-Schachtel war dabei. Eine solche hatte ich noch nie gesehen.

„Nein, wenn Sie nichts dagegen haben, nehme ich lieber meine Camel.“ Helmut Schmidt schob mir einen Aschenbecher zu. Es war ein Druckaschenbecher. Sein Zwilling stand auf dem Schreibtisch unmittelbar daneben – offenbar einer für ihn selbst und einer für den Gast. Beim Drücken des in der Mitte hochstehenden Knopfes dreht sich eine kleine Metallscheibe nach unten und lässt die Asche mitsamt Kippe verschwinden. Bei mir funktionierte das nicht mehr ganz, weil der vorherige Gast – später erfuhr ich, dass Helmut Schmidt heute schon Heinz Ruhnau empfangen hatte – bereits einigen Zigarettenschutt nach unten gedrückt hatte.

„Herr Strate, ich habe den Artikel von Herrn Bahnsen in der WELT gelesen und wollte von Ihnen wissen, ob der Untreue-Paragraph geeignet ist, das grenzenlose Fehlverhalten von Bankern zu erfassen. Hat der Untreue-Paragraph nur aktuell Konjunktur oder wurde er früher auch schon immer gehandhabt? Gibt es hierzu Entscheidungen unserer höchsten Gerichte?“

Dies wurde von mir bejaht. Ich erläuterte ihm die Geschichte dieses Paragraphen, der seine jetzige Fassung erst Mitte 1933 erhielt, aber 1950 ohne wesentliche Änderungen übernommen wurde. Auch berichtete ich ihm von den beiden Entscheidungen des BGH über die Untreuestrafbarkeit von Bankern bei der Herausgabe von Krediten ohne ausreichende Information und Besicherung. Weiterhin erwähnte ich die beiden Richtlinien des Baseler Ausschusses für die Bankenaufsicht von 1994 und des Bundesaufsichtsamtes für das Kreditwesen von 1995 über die „Mindestanforderungen für das Handelsgeschäft bei den Kreditinstituten“, welche klare Vorgaben für den Umgang mit Derivaten enthielten. Die Banken und speziell die HSH Nordbank haben nie die dort aufgestellten Anforderungen für die Teilnahme an derartigen Geschäften – nämlich eine konzernweite Risikokontrolle unter stetiger Einbeziehung von „worst-case-Betrachtungen“ – eingehalten.

Helmut Schmidt erklärte, schon immer ein Misstrauen gegen Derivatengeschäfte gehabt zu haben. 1994 – „eine Zeit, wo ich noch nicht diese Krücke brauchte, um gehen zu können“ – habe er seinen Freund Felix Rohatyn in New York getroffen. Felix Rohatyn¹ sei damals Präsident von Lazard Frères New York (einer großen Privatbank) gewesen. Rohatyn habe ihm

¹ Felix Rohatyn, geb. 1928 in Wien, konnte im Jahre 1942 mit seinen Eltern von Frankreich aus nach Brasilien flüchten und der Verfolgung durch die Nazis entkommen. Geholfen hatte ihm dabei der brasilianische Diplomat *Luiz Martins de Souza Dantas*, der nicht nur ihm, sondern insgesamt 800 andere Nazi-Verfolgte mit (unerlaubt ausgestellten) Visa für Brasilien vor Verfolgung und Vernichtung bewahrte. Sein Schützling Felix Rohatyn wurde später einer der berühmtesten Banker in den Vereinigten Staaten von Amerika, rettete in den 70iger Jahren NYC vor dem Konkurs und wurde unter Clinton Botschafter der USA in Frankreich.

erklärt, dass derartige Geschäfte in seiner Bank verboten seien. Schmidts Nachfrage sei gewesen: „Und was, wenn einer solche Geschäfte dennoch macht?“ „Dann muss er sich davor hüten, dass wir es entdecken. Finden wir es heraus, ist er zum nächsten Tag gekündigt.“ Schmidt meinte, Lazard Frères dürfte derartige Geschäfte später dann doch gemacht haben. „Die Gier ist überall zu groß.“ Über ähnliche Gespräche mit einem anderen Freund, den „klugen und charakterstarken Alan Greenspan“, berichtete Schmidt ebenfalls.

Ich knüpfte hieran die Bemerkung an, dass auch bei uns keineswegs alle Banken sich an Derivat-Geschäften beteiligt hätten. Die NordLB (für Niedersachsen und Sachsen-Anhalt die Landesbank) hätte sich von derartigen Geschäften weitgehend ferngehalten, auch die Hamburger Sparkasse sei abstinent geblieben. Beide schrieben immer noch schwarze Zahlen. „Die Haspa hat auch Dreck am Stecken“, erwiderte hierauf Schmidt. „Die haben ihren Sparern Papiere von Lehman Brothers aufgeschwatzt.“ Dem konnte ich nicht widersprechen.

„Und welche Verantwortung haben die Aufsichtsräte?“

„Die hätten den Geschäftsberichten durchaus entnehmen können, dass etwas faul ist, wenn es dort heißt, man habe Wertpapiere im Portfolio, und zwar in einer Höhe von über 30 Milliarden Euro, ‚nicht beleihbar bei der Bundesbank‘. Das heißt, dass die Papiere im Notfall für eine Refinanzierung bei den Zentralbanken gar nicht zur Verfügung stehen.“

Das Gespräch ging dann über zu den Wirtschaftsprüfern, von denen Helmut Schmidt wörtlich „nichts“ hält. Ich bekräftigte dies mit dem Hinweis auf den Zusammenbruch des Enron-Konzerns, der im Grunde auch ein Derivatehändler war, und die unrühmliche Rolle von Arthur Anderson². Ich berichtete ihm von einigen Merkwürdigkeiten in der Erfassung der „Carrera“-Zweckgesellschaft bei der HSH, die trotz einem Portfolio von 1,8 Milliarden US-Dollar als für die „Vermögens-, Finanz- und Ertragslage“ des HSH-Konzerns unwesentlich eingestuft und in der Bilanz nicht konsolidiert worden war.

Helmut Schmidt begann dann, über Banker im allgemeinen zu reden. Er erinnere noch einen Abend 1994 in Boston, wo er nur mit Bankern an einem Tisch saß. „Stellen Sie sich vor, Herr Strate, die haben den ganzen Abend nur über *ein* Thema geredet: wie lege ich mein Geld am besten an!“ Gleiches sei ihm 1994 noch einmal in Berlin widerfahren. Da wurde aus dem Zusammenschluss von drei Berliner Banken die Bankgesellschaft Berlin gegründet. Auch da habe er wieder mit den Vorständen an einem Tisch gesessen – „Ich hatte da einen Vortrag zu halten, ich weiß wirklich nicht mehr, worüber ich geredet habe“ – und es sei ebenso gewesen wie in Boston. Er habe dann am Abend noch Loki angerufen und ihr erklärt: „Diese Kerle sind der Ruin für unsere Welt.“

² Arthur Anderson war eine der „Big-Five“-Wirtschaftsprüfungsgesellschaften, die 2002 im Zuge des Enron-Zusammenbruchs ihre Arbeit einstellen musste, nachdem sich herausgestellt hatte, dass auf Anweisung von Anderson-Managern Unterlagen von Enron vernichtet worden waren. 2005 kam das endgültige Ende von Arthur Anderson.

„Und sie müssen auch zur Verantwortung gezogen werden – zivilrechtlich und strafrechtlich“ warf ich ein und bemerkte – vielleicht für Helmut Schmidt etwas zu pathetisch: „Wenn wir in einer freiheitlichen Gesellschaft leben, dann ist der Spiegel der Freiheit Haftung und Schuld.“

„Wie meinen Sie das?“

„Schuld ist der Vorwurf, rechtswidrig gehandelt zu haben, obwohl man die Freiheit hatte, anders handeln zu können. Es ist doch ein unglaublicher Vorgang, dass Bankmanager einfach mal 30 Milliarden Euro versenken können und das ohne jede Risikokontrolle. Das ist das Dreifache des Hamburger Staatshaushaltes. Sollen die hierfür Verantwortlichen nicht auch zur Verantwortung gezogen werden? Die Finanzen dieser Stadt hängen zur Zeit am seidenen Faden. Niemand weiß, ob in sechs Monaten noch Gehälter und Pensionen gezahlt werden können.“

„Und die Bankenaufsicht hat völlig versagt, völlig versagt. Woher kommen eigentlich die Verbindlichkeiten, für die Hamburg im Falle eines Zusammenbruchs der HSH eintreten muss. Wie viel sind das noch einmal?“

„Fast 65 Milliarden als Gesamtschuldner mit den anderen Anteilseignern.“

„Was passiert eigentlich, wenn die Bank tatsächlich Insolvenz anmeldet? Ich hatte heute Nachmittag Herrn Ruhнау hier. Das ist ein Mann von Erfahrung. Der hat über viele Jahre ein großes Unternehmen durchaus erfolgreich geleitet³. Der meinte, man solle die Bank kollabieren lassen. Wer sind die Gläubiger dieser 65 Milliarden?“

„Das müsste näher analysiert werden. In der Bürgerschaftsdrucksache vom Februar 2009, in der diese Summe zum ersten Mal genannt worden ist, findet sich dazu nichts. Auch sonst habe ich nichts dazu gefunden. Ich vermute, dahinter stecken die Zentralbanken. Bei denen hatten sich die Landesbanken noch bis zum Auslaufen der Gewährträgerhaftung im Juli 2005 mit billigem Geld auf Vorrat eindecken können, das dann in das Kreditersatzgeschäft gesteckt wurde.“

„Den Ausdruck Kreditersatzgeschäft finde ich eigentlich völlig falsch. Es ist eher ein Wett- und Spekulationsgeschäft. Doch zurück zu den 65 Milliarden. Wenn das Forderungen der Zentralbanken sind, dann ist das doch gar nicht so schlimm. Die können den Staat ja nicht Konkurs gehen lassen. Die drucken einfach neues Geld. Dann haben wir in 2012 allerdings eine gewaltige Inflation.“

³ Ruhнау war Vorstandsvorsitzender der Lufthansa von 1982 – 1991. Im Jahre 1965 übernahm er von Helmut Schmidt das Amt des Hamburger Innensenators.

„Wie kamen Sie dazu, sich mit der HSH zu beschäftigen?“

„Ich hatte am 16.10.2008 einen Vortrag beim Wirtschaftsbeirat der WestLB zu halten. Ich referierte dort über strafrechtliche Haftung von Managern, also vor allem über den Untreueparagrafen. In einem kurzen Vorgespräch zeigte mir Heinz Hilgert, der vor kurzem zurückgetretene Vorstandsvorsitzende der WestLB, den Entwurf eines Finanzmarktstabilisierungsgesetzes, das just in jener Woche auch im Bundestag verabschiedet werden sollte. Er fragte mich, was ich davon hielte. Ich konnte ihm auf Anhieb hierzu nichts sagen. Das wurmte mich. In der Folge kamen von mir zwei Veröffentlichungen zu dem Thema, ein Kommentar in der ‚Financial Times‘ und ein Editorial in der NJW, in welchen ich die fehlende parlamentarische Kontrolle über diesen Schattenhaushalt von potentiell 500 Milliarden Euro kritisierte. Das Editorial hatte ein Jurist gelesen, der mit Aram Ockert, einem Gründungsmitglied der Grünen, befreundet war. Ockert hatte sich schon seit längerem mit der HSH befasst und fragte mich im März per Email, ob ich mir seine Unterlagen mal näher ansehen könne. Er plane eine Strafanzeige. Als ich mich dann in das Thema einarbeitete, war ich davon regelrecht in den Bann geschlagen, und habe beschlossen, die Strafanzeige nicht nur im Namen meines Mandanten, sondern auch im eigenen Namen zu erstatten.“

„Ich wünsche Ihnen hierfür jeden Erfolg. Ich fürchte nur, dass das politische Umfeld hierfür nicht gut ist. Die Banker, die die Karre in den Dreck gefahren haben, werden möglicherweise auch gebraucht, um sie wieder herauszuziehen.“

In der Zwischenzeit – unser Gespräch hatte gegen 17.15 Uhr begonnen – bewegte sich die Uhr allmählich auf die neue Stunde. Da ich mir unsicher war, wie lange Helmut Schmidt sich überhaupt mit mir unterhalten wollte, machte ich langsam Anstalten zu gehen, packte meine Zigarettenschachtel zurück in die Jacke und hatte gerade meinen Halbsatz begonnen:

„Herr Schmidt, ich danke Ihnen sehr für dieses Gespräch ...“

Schmidt schaute auf seine Armbanduhr – eine flache goldene Dugena, die er bestimmt seit fünfzig Jahren nicht gewechselt hatte – und unterbrach mich:

„Nein, *ich* habe Ihnen zu danken. Ich lerne hier sehr viel. Wenn Sie noch etwas Zeit haben, bleiben Sie doch bitte. Ich habe Loki gesagt, dass ich um 19 Uhr abgeholt werde.“

So setzten wir das Gespräch fort, das sich nunmehr zu verschiedensten Themen fortspann:

„Sie sind zu zweit. Ist das bei Strafverteidigern üblich, nur in so kleinen Einheiten zu arbeiten?“

„Es ist Tradition. Die großen Kanzleien fürchten um ihren Ruf, wenn sie Rechtsanwälte in ihren Reihen haben, deren Klientel zum Teil vom Kiez stammt. Es gibt aber auch große Kanzleien wie Clifford Chance, die den Marktwert von Strafrecht inzwischen erkannt haben und mit eigenen Abteilungen das ‚Wirtschaftsstrafrecht‘ bedienen.“

„Ich habe mit der Strafjustiz nur zweimal, nein, dreimal zu tun gehabt. Das erste Mal war Ende 1944. Ich war damals als Oberleutnant an das Reichsluftfahrtministerium in Berlin versetzt worden. Ich wurde dann abkommandiert, als Zuhörer an den von Freisler geführten Prozessen des Volksgerichtshofs teilzunehmen. Freisler war ein widerliches Schwein. Ich war froh, als Zuhörer bald wieder entbunden zu werden.

Meine nächste Begegnung mit der Strafjustiz war in den sechziger Jahren. Die Bundesanwaltschaft ermittelte gegen mich wegen Beihilfe zum Landesverrat, und zwar ganze vier Jahre, von 1962 bis 1966.“

„Wie das?“

„Es war Mitte Oktober 1962. Ich war damals Innensenator in Hamburg. Ich bekam einen Anruf von Hans Schmelz, der einen Artikel, der für die Veröffentlichung im SPIEGEL vorgesehen war, von mir noch einmal gegengelesen haben wollte.“

„War das der Artikel ‚Bedingt abwehrbereit‘, der die SPIEGEL-Affäre ausgelöst hat?“

„Ja. Ich kannte Schmelz schon aus den Zeiten des Studiums unmittelbar nach dem Kriege. Er war jetzt beim SPIEGEL. Er kam gemeinsam mit Conrad Ahlers – später in der Großen Koalition unter Kiesinger Regierungssprecher – zu mir. Es war nachts um 11 Uhr. Ich hatte noch meinen Freund Willi Berkhahn mit hinzugerufen. Ich las dann das Manuskript durch und machte einige Korrekturen. An einer Stelle vermerkte ich am Rand ‚Geheimnis?‘. Dieses Manuskript ist dann bei den Durchsuchungen wohl gefunden worden. Jedenfalls leiteten die Bundesanwälte aus dieser Randnotiz ab, dass ich sehr wohl davon gewusst hätte, dass hier militärische Geheimnisse veröffentlicht werden sollten. Im Jahre 1966, die Verfahren gegen die SPIEGEL-Redakteure und gegen Augstein waren längst beendet, war das Verfahren immer noch nicht abgeschlossen. Ich war inzwischen Vorsitzender der SPD-Fraktion im Bundestag. Ich sprach unseren damaligen Justizminister an, das war Gustav Heinemann, ob er

sich nicht einmal darum kümmern könnte. Schließlich kam die Einstellung, aber nicht im Hinblick auf den Vorwurf der Beihilfe zum Landesverrat, ich weiß nicht mehr, sondern wegen irgendeines anderen Delikts. Kann das sein: Ausspähung? Ich erinnere es nicht mehr.

Über die Ermittlungen der Bundesanwälte, die ja losgingen, als ich noch Innensenator in Hamburg war, hatte ich übrigens auch meine Kollegen im Senat unterrichtet. Die hatten nur darüber gelacht. Heute wäre das wohl Anlass, den Rücktritt zu fordern. Hans Schmelz habe ich später – er war im Kriege Fallschirmjäger-Major – in den neu geschaffenen Planungsstab des Verteidigungsministeriums berufen.

Die letzte Begegnung mit der Strafjustiz war das Verfahren gegen Wienand wegen geheimdienstlicher Agententätigkeit. Wienand kannte ich seit den fünfziger Jahren. Wir waren beide junge Abgeordnete für die SPD im Bundestag. Mit zwei weiteren Abgeordneten teilten wir ein Bürozimmer. Das war so eng, dass die anderen beiden immer aufstehen mussten, wenn wir unsere jeweils am Fenster gelegenen Arbeitsplätze aufsuchen wollten.

Wienand hatte immer Geschäfte gemacht. Das war mir schon früh klar geworden. Aber er war mit Sicherheit kein Spion. Die Bundesanwälte, hochfahrend und arrogant, wollten von mir ernsthaft Fragen beantwortet wissen, die sich auch auf diese frühe Zeit im Bundestag bezogen. Ich habe bei allen Fragen abgewunken und erklärt, ich wüsste es nicht mehr. Dann hat man mich sogar noch 1995 zu dem Prozess nach Düsseldorf vorgeladen. Das war ‚just for show‘.

Was halten Sie eigentlich von der neuen Generalbundesanwältin, Frau Harms?“

„Sehr viel.“

„Den Eindruck hatte ich auch. Sie war vor einiger Zeit hier. Insgesamt aber habe ich mit der Strafjustiz keine guten Erfahrungen gemacht. Auch den Prozess in Berlin gegen den Rechtsanwalt Vogel, der uns damals viel geholfen hat, um Menschen aus der DDR in den Westen zu bringen, fand ich abstoßend.“

Sagen Sie mal, gibt es in Deutschland eigentlich so etwas wie ‚judicial self-restraint‘? Was bringt den Papier⁴ dazu, sich ständig öffentlich zu Themen zu äußern, über die er später zu urteilen hat?“

„Das weiß ich auch nicht. Nach der Verabschiedung des Finanzmarktstabilisierungsgesetzes äußerte er sich im Osnabrücker Tageblatt, dass hier der Staat rechtzeitig reagiert und sich von der starken, eingreifenden Seite gezeigt habe. Im Januar, als die Commerzbank ihr Eigenkapital mit staatlichen Hilfen aufbessern wollte, hatte ich mir 1000 Aktien der Commerzbank ge-

⁴ Seit 2002 Präsident des Bundesverfassungsgerichts.

kauft und als deren Aktionär gegen das Finanzmarktstabilisierungsgesetz Verfassungsbeschwerde erhoben. Er hat dann anschließend trotz seiner öffentlichen Äußerungen über die Verfassungsbeschwerde mitentschieden. Sie wurde als unzulässig zurückgewiesen.

Aber, trotz dieser Mängel: für mich ist das Bundesverfassungsgericht immer noch das am besten funktionierende Gericht in dieser Republik.“

„Da muss ich drüber nachdenken.“

Es folgt tatsächlich eine halbe Minute Pause, in welcher Helmut Schmidt schräg über den Schreibtisch schaut und ein, zwei Züge von seiner Zigarette nimmt. Dann:

„Das mag ja sein im Vergleich zu den Arbeitsgerichten, den Sozialgerichten, den Verwaltungsgerichten. Was halten Sie aber von dem Amtsgericht Nordhorn oder dem Amtsgericht Tostedt?“

Ich musste lachen. Er hatte mich – den Revisionsanwalt, der immer nur nach oben denkt – auf dem falschen Fuß erwischt. Ich gab ihm recht und freute mich, ihm die Geschichte von einem Freispruch erzählen zu können, den ich gerade zwei Wochen zuvor beim Amtsgericht Tiergarten erzielt hatte. Drei Polizeizeugen schworen Stein und Bein, dass der Angeklagte exakt die Person sei, die mit ihrem Pkw durch plötzlich schnelles Anfahren sich einer Kontrolle entzogen hatte. Aufgrund eines Fehlers beim Wiedererkennungsvorgang sprach der Amtsrichter den Angeklagten frei und schickte die Polizeibeamten verdutzt nach Hause.

„Das hat“ – so mein zustimmender Kommentar – „ebenso viel wert wie eine erfolgreiche Verfassungsbeschwerde. Und passiert bei den Amtsgerichten viel häufiger als beim Bundesverfassungsgericht der Erfolg einer Verfassungsbeschwerde.“

„Außerdem schreiben die immer so viel Text. Muss das denn sein?“

„Nein, der US Supreme Court ist häufig viel kürzer und spannender. Bei Bush v. Gore haben sie allerdings auch unendlich viele Seiten vollgeschrieben.“

„Das war das Urteil, mit dem damals die Wahl zugunsten von Bush entschieden wurde?“

„Ja.“

Helmut Schmidt kommt darauf, was sich alles in Amerika verändert hat, nicht erst seit Bush: „Wissen Sie, damals brauchte man zwei Besuche in Amerika pro Jahr, um zu wissen, wo dieses Land gerade steht. Die dauerten bei mir nie länger als drei Tage. Der erste Tag war für New York reserviert. Da habe ich mich meist mit Bankern zum Dinner getroffen. Die wussten immer gut über die Entwicklungen im Lande bescheid. Den nächsten Tag ging es an eine der großen Universitäten, Harvard oder Yale, und am dritten traf ich die politische Elite in Washington. Heute ist das alles anders. Die Eliten sind über das ganze Land verstreut.“

Völlig unerwartet kam folgende Frage: „Was denken Sie: wenn Sie plötzlich als Vorsitzender Richter eines Oberlandesgerichts berufen würden und nicht mehr als Rechtsanwalt arbeiten müssten, würden Sie ihre Einstellung verändern?“

Hier musste ich mit der Antwort einen Moment innehalten. Dann:

„Ich glaube nicht. Ich mache meinen Job nun schon dreißig Jahre und habe die dabei gewonnene Denkungsart so nach innen gekehrt, dass ich daraus kaum noch herauskönnte. Außerdem kenne ich meine Pappenheimer bei der Strafjustiz und weiß, dass sie auch nur mit heißem Wasser kochen.“

„Ich war mal Bundesfinanzminister und hatte einen Bundeskanzler, Willy Brandt, der immer mehr Geld ausgeben wollte als da war. Das führte wiederholt zu Streit. Der Job des Finanzministers ist im Kabinett wirklich der schwierigste, weil alle etwas von ihm haben wollen und er allen immer etwas verweigern muss. Als ich dann selbst Kanzler wurde, habe ich versucht, meinen Finanzminister vor solchen Zumutungen zu bewahren.“

Seine vorherige Frage erneut aufgreifend:

„Die Tätigkeit des Strafverteidigers bringt viele spannende Momente und Erlebnisse mit sich. Je nach der Art des Mandats gewinnt man ein gediegenes Halbwissen auf vielen Gebieten.“

Helmut Schmidt lacht: „Frau Penski, das mit dem ‚gediegenes Halbwissen‘ ist eine gute Formulierung. Das müssen Sie aufschreiben!“

Und: „Wäre ich Richter geworden, es hätte mich nie nach Sibirien verschlagen.“

Ich berichte von meiner Tätigkeit als Aufsichtsratsvorsitzender der CAToil und meinen wiederholten Aufenthalten in Westsibirien.

„Wo waren Sie dort?“

„In Nishnewartowsk und Kogalym. Die Erschließung der Ölfelder in der Taiga, sumpfiges Gebiet, durch welches sechzig Kilometer lange Dämme – zehn Mal länger als der Hindenburgdamm – gebaut worden sind, ist wirklich beeindruckend. Und außerdem: Wenn Sie in Sibirien in einem Hotel übernachten, dann ist die Dusche, sobald sie auf „kalt“ gestellt wird, wirklich kalt, *eiskalt*.“

Helmut Schmidt lacht erneut und knüpft an: „Ich war zum ersten Mal in 1966 in Russland. Nein, ich muss mich korrigieren: zum ersten Mal war ich dort während des Krieges. Da kamen wir aber nicht, um in Hotels zu übernachten. 1966 war das anders. Vor Antritt der Reise musste man bei Intourist Hotelgutscheine kaufen. Wir sind dann mit einer kleinen Gruppe zwei Wochen lang durch Russland gefahren. In diesen zwei Wochen habe ich in russischen Hotels insgesamt drei Lokusse repariert.“

Von sinkenden Ölpreisen, unter denen auch die russische Wirtschaft sehr leidet (Helmut Schmidt zeigt mir eine auf seinem Tische liegende Regierungserklärung von Medwedjew über eine erforderliche hohe Neuverschuldung), vom Lob für die russische Fluglinie „Aeroflot“, in deren Flugzeugen man lange Zeit noch rauchen konnte (die haben diesen „Quatsch“ nicht mitmachen wollen), kommt er schließlich auf die Autoindustrie zu sprechen. Die Zeit für große Autos sei halt vorbei. Ich erwidere, immer noch gerne einen Zwölfzylinder von Audi zu fahren. Er darauf:

„Frau Penski, was sind das für Autos, in denen ich gefahren werde?“

„Mercedes, gelegentlich auch BMW.“

„Die sind zu klein. Herr Soundso (er nennt den Namen eines Personenschützers) ist so lang, dass ich hinten nie die Beine übereinanderschlagen kann. Insgesamt müsste unser Wagen zwanzig Zentimeter länger sein.“

Das Gespräch nähert sich den früher angesagten 19 Uhr. Frau Niemeyer kommt herein:

„Herr Schmidt, Ihre zwei Herren warten schon!“

Er macht aber keine Anstalten aufzubrechen und legt sich noch etwas Schnupftabak auf. Zwei kleine Häufchen auf dem linken Handrücken.

„Damit habe ich 1966 begonnen. Vor über vierzig Jahren. Angeblich soll er die Nasenschleimhäute zerstören. Davon habe ich aber bis heute nichts gemerkt.“

„Wie ist er zusammengesetzt?“

„Das ist fein zermahlener Tabak. Das Nikotin teilt sich über die vorderen Nasenschleimhäute mit.“

Ich fasse Mut, noch ein persönliches Erlebnis anzusprechen:

„Herr Schmidt, darf ich Ihnen noch eine kleine Geschichte erzählen, die sich wirklich so zgetragen hat?“ Er nickt.

„Das war in 1962. Mein ältester Bruder, als damals 12-Jähriger nannte ich ihn meinen ‚großen Bruder‘, war frisch aus Amerika zurückgekommen. Er war zunächst zur Bundesmarine gegangen und anschließend in Amerika zur See gefahren, um unsere Mutter zu unterstützen, die nach dem frühen Tod meines Vaters sich um fünf Kinder zu kümmern hatte. Im Fernsehen wurde gerade Ihre Rede übertragen, die Sie nach der Flutkatastrophe in der Bürgerschaft gehalten hatten. ‚Das wird in Zukunft einmal unser Bundeskanzler‘ erklärte ich meinem Bruder und zeigte auf Sie.“

Helmut Schmidt lacht mit bleckenden Zähnen wie in besten Zeiten:

„Und Sie hatten recht behalten! Aus Kindermund kommt Weisheit kund.“

Und dann: „Frau Penski, zeigen Sie Herrn Strate, was mir Hans Körper mal zum Geburtstag geschenkt hat. Sie müssen aber die Dose für den Stecker finden!“

Frau Penski erhebt sich, kramt rechts neben der Zimmertüre aus einem Regal ein Kabel mit Stecker hervor und findet – etwas murrend über die Schwierigkeit, in diesem mit Bücherregalen vollgestellten Zimmer auch eine zugängliche Steckdose auszumachen – schließlich den Stromanschluss. Man hört plötzlich Musik wie aus der Spieldose und der Blick fällt auf eine große (bestimmt acht Liter fassende) viereckige Glasflasche, die im rechten Winkel neben die Türe gelegt ist. Inwendig ist durch das Glas ein emailliertes Innenstadtpanorama von Hamburg zu erkennen, zu dessen Füßen, auf dem Boden, feiner Sand ausgelegt ist, mit einem kleinen aufrecht stehenden Schild als „Elbsand“ markiert. Über der Häuserfront dreht sich

eine kleine Weltkugel, die wiederum von einem kleinen Flugzeug umrundet wird, auf welchem – wegen der winzigen Prinz-Heinrich-Mütze unverkennbar – ein ebenso kleiner Helmut Schmidt sitzt, sich an den Flügeln des Flugzeugs festhaltend. Im Gleichklang mit der Musik bewegt sich das Flugzeug leicht wippend nach oben und unten; Helmut Schmidt erscheint fast als dessen Reiter. Eine Vielzahl von Mini-Glühbirnen blinkt durch das Panorama, dazu die leicht klirrenden Töne der Spieldose – der Betrachter gewinnt den Eindruck: ganz Hamburg scheint sich schon auf die Landung und Wiederkehr von Helmut Schmidt zu freuen.

Er betrachtet sein Buddelschiff mit sichtlichem Vergnügen: „Das hat mir Hans Körber zum sechzigsten oder fünfundsechzigsten Geburtstag geschenkt!“

Ein anderes, in den „Elbsand“ gestecktes Schild hat die Aufschrift: „Helmut Schmidt zum 60. Geburtstag“. Das Geschenk war also eines für den 23.12.1978 – im Jahre nach der Schleyer-Entführung.

„Körber war nicht nur ein großer Ingenieur, sondern hat alles, was er aus seinem Unternehmen gemacht und gewonnen hat, an das Gemeinwesen wieder zurückgegeben!“

Allmählich, der Stecker zur blinkenden Flasche ist wieder herausgezogen, bläst auch Frau Penski zum Aufbruch und verlässt das Zimmer. Helmut Schmidt erhebt sich langsam. Leicht nach vorne gebeugt und gestützt auf seinen Gehstock reicht er mir mit freundlichem Blick die Hand:

„Herr Strate, alles Gute für Sie!“

Als ich das Pressehaus gegen 19.15 Uhr verlasse und mich Richtung Domstraße wende, wird Hamburg allüberall berührt von warmen Sonnenstrahlen.

Gerhard Strate

Hamburg, am 27. Mai 2009